Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 92 (2005)
Heft: 4: H&deM et cetera

Artikel: Chronik eines angekündigten Todes... : Berlin, Palast der Republik
Autor: Kil, Wolfgang
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-68443

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chronik eines angekündigten Todes...

Berlin, Palast der Republik

Wolfgang Kil Um den Palast der Republik in der Mitte Berlins tobt eines der letzten Gefechte des Kalten Krieges. Er ist längst viel mehr als nur ein bedeutendes Exempel der DDR-Baugeschichte. Da er mit dem Gesellschaftssystem, das seine Gegner wie seine Verteidiger in ihm sinnbildhaft verkörpert sehen, nicht einfach verschwand, ist ihm noch als Sanierungsruine eine «posthume» Bedeutung hinzu gewachsen.

Ob der Palast weiter existieren darf oder verschwinden muss, könnte als Indikator dienen für die politische Kultur der ehemaligen Doppelstadt. Seit fünfzehn Jahren will eine massgeblich westliche Fraktion den Palast durch eine nachgebaute Kopie des Stadtschlosses der Hohenzollern ersetzen. Der Streit scheint jetzt auf sein Finale zuzusteuern. Und überraschenderweise wird es, wenn das gläserne Riesenbauwerk tatsächlich in diesem Jahr verschwinden sollte, noch eine zusätzliche Verliererpartei geben: die inzwischen nachgewachsene Generation.

oben: Palast der Republik, Eröffnung Volkspalast, 20. August 2004.
links: Palast der Republik, Volkspalast, Lange Nacht der Museen, 28. August 2004. – Bilder: David Baltzer/ZENIT

Lebenslauf

Natürlich war der Ort des kriegszerstörten und 1950 restlos beseitigten Stadtschlosses den Mächtigen der DDR niemals gleichgültig. Sie begegneten ihm mit einer Ehrfurcht, die zwei Jahrzehnte lang jeden Versuch einer Wiederbebauung scheitern liess. In immer neuen Hochhausentwürfen arbeitete sich die Garde der noch auf Moskauer Pomp getrimmten Altmeister der DDR-Architektur hier vergeblich ab. Nachdem die Vision einer Stadtkrone – als Zentrales Hochhaus für Regierung oder Parteiführung – anachronistisch zu wirken begann, fehlte es erst recht an glaubhaften Nutzungsideen. Mit der «Entstalinisierung» war der Geist offen autokratischer Gesten verflogen, weshalb die Riege der Altideologen an diesem zentralen Ort

Der Palast der Republik zu DDR-Zeiten. – Bild aus: Ein Palast und seine Republik, hrsg. von Thomas Beutelschmidt, Berlin 2001.

versagte. Eine zivilere Lösung kam erst mit dem politischen Generationswechsel von 1971 in Sicht.[1]

Im März 1973 fasste das Zentralkomitee der SED den Beschluss, auf der Spree-Insel ein repräsentatives Mehrzweckgebäude zu bauen. Am 2. November 1973 wurde der Grundstein gelegt. Weniger als 1000 Tage später, am 23. April 1976 wurde der «Palast des Volkes» mit einem Fest der Bauarbeiter eröffnet. «Etwa 12 000 Menschen haben daran gebaut: 182 Meter lang, 86 Meter breit und 32 Meter hoch. Sie huben 200 000 Kubikmeter Boden aus, sie rammten 500 Meter Stahlwand gegen die Spree. Auf fünf Stockwerken befanden sich 13 Restaurants, Diskothek, Bowlingbahn, Gemäldegalerie, das riesige lichte Foyer sowie die Volkskammer und der Grosse Saal, dessen Sitzstufen mechanisch variiert werden konnten, um zwischen 1500 und 5000 Plätzen aufzunehmen. 8000 Quadratmeter belgisches Bronzeglas umhüllen das Gebäude, weisser bulgarischer Marmor rahmt es und 172 000 Kubikmeter englischer Spritzasbest isolieren es, alles vom Feinsten… Nach 32 Monaten Bauzeit ist es vollbracht. 100 000 Besucher am ersten Wochenende, 60 Millionen bis zum Ende der DDR.»[2]

Dann ist der Kalte Krieg vorbei und die Mauer fällt. Noch während im Volkskammersaal das frei gewählte DDR-Parlament die Modalitäten eines Beitritts zur Bundesrepublik debattiert, wird am 19. September 1990 auf Anweisung der Hygiene-Inspektion das riesige Gebäude wegen Asbestverseuchung geschlossen. Der sofort einsetzende öffentliche Streit um das weitere Schicksal des Palastes gehört bald zu jenen Grossdebatten im frisch vereinigten Deutschland, bei denen nie ganz klar wird, inwieweit sie konkrete Sachfragen klären sollen oder nur als Projektionsflächen für anderweitige Konflikte dienen.

1998 wird endlich mit der Asbestentsorgung begonnen – wie sich herausstellt, eine probate (allerdings 78 Mio. Euro teure) Verzögerungsstrategie, die kleinmütigen Politikern definitive Entscheidungen erspart. Doch ab Mitte 2002 ist kein weiterer Aufschub mehr möglich. Keine einzige Asbestfaser ist mehr zu finden, vom einstigen Prachtbau sind nur noch das blanke Stahlgerüst, die kahlen Betondecken und die Glasfassade vorhanden. Zu dem Zeitpunkt steht aber auch schon fest, dass die inzwischen von einer Mehrheit im Bundestag geforderte Schlossreplik mit öffentlichen Geldern nicht finanzierbar sein würde.[3] Deshalb wird im November 2003 in nächtlicher Parlamentssitzung per Eilantrag der Abriss des Palastes «sicherheitshalber» nochmals festgeschrieben; zur Not wollen die Abgeordneten bis auf weiteres auch mit einer Grünfläche vorlieb nehmen.

Koma

Es spricht weder gegen ein Gebäude noch gar gegen eine Stadt, wenn das Gemeinwesen in ausgiebigem Palaver nach konsensfähigen Lösungen sucht. Im Gegenteil, bestimmten Orten wird man in ihrer Bedeutung überhaupt erst gerecht, wenn sie einen «historischen Streit» wert sind. Man könnte also das zähe Ringen um den historischen Kern der alt-neuen Hauptstadt als Ausweis virtuoser bürgerschaftlicher Selbstreflexion ansehen; Berlin hatte sich nach dem Mauerfall gleich mehrere solcher Debatten geleistet.

Aber die jahrelange Kontroverse um Palast oder Schloss machte einfach nur mürbe. Irgendwann war alles gesagt, die Kräfte der Diskursanten waren erschöpft. Diese Konfrontation war zum ausweglosesten Streit der Stadt geworden, weil es hier nie um das Aushandeln von Kompromissen ging, sondern stets nur

[1] 1971 wurde Walter Ulbricht als Generalsekretär der SED abgelöst. Mit dem Amtsantritt von Erich Honecker begann die «konsumistische» Spätphase der DDR.

[2] So lakonisch beschreiben junge Palast-Enthusiasten heute das Objekt ihrer Begeisterung. Julia Baluta in «Gruss, Marcela», dem Tagebuch der «Volkspalast»-Aktionen, am 6. 8. 2004

[3] Über die Kosten eines Schlosswiederaufbaus sind zahllose Schätzungen im Umlauf. In jüngsten Debatten über eine Public-Private-Partnership ist von ca. 600 Mio. Euro die Rede, wobei die Barockfassade noch nicht eingerechnet ist.

um Alles oder Nichts. Zwei der drei Bürgerinitiativen zur Rettung des Palastes etwa hätten selbst heute noch, angesichts des Rohbaustatus', am liebsten die Wiedereröffnung ihres «Volkshauses», und zwar möglichst unverändert in der Art, wie sie es zu DDR-Zeiten lieb gewonnen hatten. Die Gegner des Palastes wiederum hatten nie ihre feste Entschlossenheit verhehlt, alle Proteste oder Expertenhearings (etwa zu Kostenfragen) zu ignorieren. Die stoische Art, in der Berliner Spitzenpolitiker schon vom ersten Tag des Streits an den «Rückbau bis auf Zahnstocher» vorhersagten, machte die mangelnde Konsenslust mehr als deutlich: Selbst nachdem mehrfach Gutachten über minderharte Sanierungsmethoden öffentlich präsentiert wurden, hielt die Mehrheit der Berliner Regierungspolitik an der Maximalvariante fest. Ihre Devise hiess «Heilung durch Zerstörung».

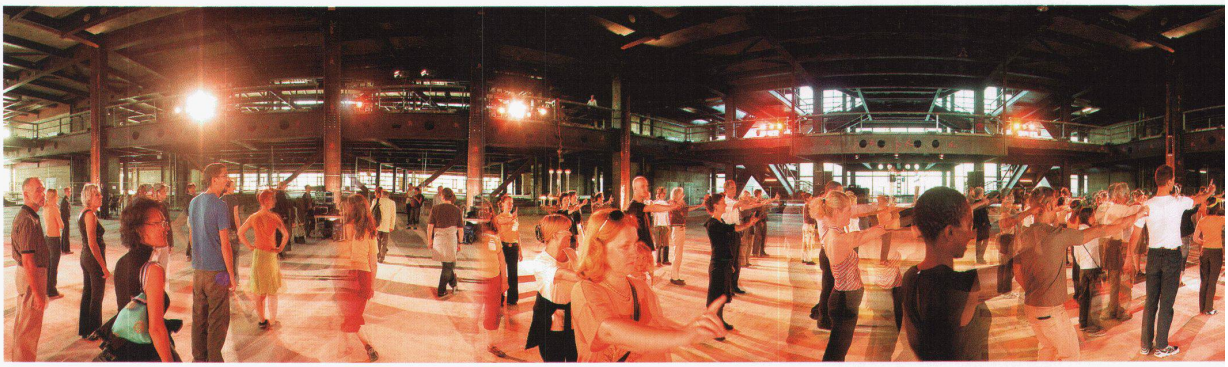
Anfangs hatte die Sache noch Unterhaltungswert: Ein Hamburger Landmaschinenhändler gründete einen «Förderverein Berliner Stadtschloss» und sorgte 1993 mit einer «Schloss-Simulation» aus Gerüststangen und bemalten Stoffbahnen einen Sommer lang für ein gigantisches Attrappen-Spektakel, dem in seiner wilden Vermessenheit zumindest eine Notiz in der Stadtgeschichte gebührt.[4] Die Verteidiger des Palastes setzten ebenfalls auf die «vox populi», inszenierten ironische Deja-vu-Erlebnisse oder «sanfte Belagerungen» und sammelten an die 100 000 Unterschriften gegen die Abrisspläne. Am Ende jedoch standen sich beide Lager gegenüber wie in einer altvertrauten Streitbeziehung: Ich weiss, dass Du auf meine Argumente nicht hören willst, und Du weisst, dass ich das weiss. Ein solcher Konflikt war nur noch «per ordre de Mufti», also hegemonial zu lösen. Und das bedeutete, einer Seite eine Niederlage zu bereiten. Dieses politische Dilemma war unvermeidbar.

Letzte Zuckung oder Auferstehung?

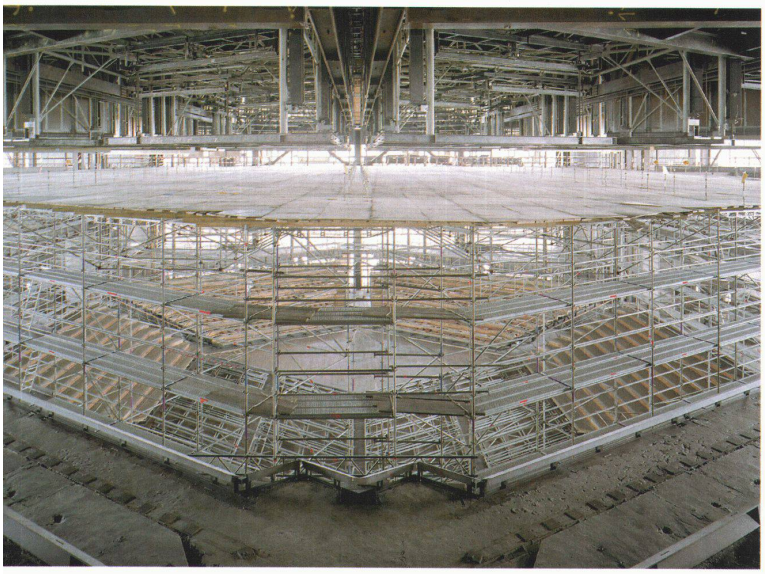
Werner Oechslin hat die Berliner Spreeinsel einmal als «zentralen Ort einer der bedeutenden Städte Europas» bezeichnet und in dem hohen öffentlichen Anspruch, der sich darauf richtet, die eigentliche Aufgabenstellung gesehen. «Vorschläge, die diese beiden Tatsachen nicht berücksichtigen, sind ungenügend. Wenn man das heute nicht leisten kann, sollte man das ganze Thema vertagen.»[5]

Auch die DDR hat 22 Jahre gebraucht, bis sie an die Stelle der geschleiften «preussischen Zwingburg» ihre eigene Version von Zentralität zu setzen wagte. In unendlich zögerlicher Manier musste dazu nicht nur der Triumphalismus der Stalinzeit überwunden, sondern vor allem das Konzept einer sakrosankten Staatsmitte verworfen werden. Zur Baureife verhalf endlich die emanzipative Idee, den Bauplatz von der politisch erhabenen zur gesellschaftlich lebendigen Mitte umzuwidmen. Die Orte wirklicher Macht lagen ja anderswo. Deshalb konnte der relativ unbedeutende Volkskammersaal gewissermassen zur Untermiete gegeben werden in ein «Haus des Volkes», in dem sich ansonsten Herr und Frau Jedermann in Restaurants, Bars, Sälen und Wandelfoyers, bei Bowling, Rockkonzert, Ballettsoiree oder Avantgardebühne willkommen

4 Wie sehr mit solchen Unternehmungen Meinungen beeinflussbar sind, zeigten Umfragen: Nach dem Kulissenspektakel wünschten sich 35 Prozent der Berliner das Schloss zurück, 47 Prozent waren dagegen; davor hatte das Verhältnis 11:60 betragen.
5 Werner Oechslin: Kein «Blinder Fleck», in: Barbara Jakubeit, Barbara Hoidn (Hrsg.), Schloss. Palast. Haus Vaterland. Gedanken zu Form, Inhalt und Geist von Wiederaufbau und Neugestaltung. Berlin/Basel/Boston 1998, S. 108.



Eröffnung Volkspalast, Le Bal Moderne am 22. August 2004. – Bild: David Baltzer/ZENIT



Palast der Republik nach der Asbestsanierung, 2002. – Bilder: ©StadtBild, Christoph Petras

fühlten.[6] Erst mit dieser gesellschaftskonzeptionellen Neuformulierung einer weithin offenen und flexiblen «Mitte für alle» liess sich auf dem Platz des vormals feudalen Schlosses die völlig andersartige Gegenwart des Realsozialismus mit ruhigem Gewissen feiern.[7]

Aus dieser Geschichte wäre zweierlei zu lernen: Sich diesen Ort baulich anzueignen, erzeugt enormen Legitimationsdruck. Und wer sich dem gewachsen zeigen will, braucht Zeit. Pragmatiker hatten das recht schnell erkannt: Was der Platz braucht, würde sich am besten zeigen, indem man den Dingen erst einmal ihren Lauf lässt. «Macht den Palast auf!» – die Parole der gleichnamigen Bürgerinitiative hatte nicht die Restitution eines mit der DDR untergegangenen Freizeit- und Kulturetablissements gemeint, sondern die Neugier, die dem Ort praktische Chancen auf Unvorhersehbares einräumt.

Im Juli 2002 trat das Unvorhersehbare ein. Keiner der längst ermatteten Pro- oder Contra-Vereine hatte das Ruder herumzureissen vermocht, der Befreiungsschlag kam aus völlig anderer Richtung. «Urban Catalyst», ein europaweites Hochschulprojekt zur temporären Nutzung innerstädtischer Brachen, hatte die Riesenruine an der Spree zum Testgelände erkoren. Hier wollten die jungen Forscher ihre Theorie vom Wandel der Planungsdisziplin illustrieren: «Es geht nicht mehr um die Hardware, sondern um die Software: Statt für ein gegebenes Programm einen Raum zu entwerfen, geht es um das Programmieren von (gegebenen) Räumen.»[8] Ein Verein «ZwischenPalastNutzung» wurde gegründet, eine Ausstellung möglicher Nutzungsideen organisiert, im folgenden Sommer erstmals öffentliche Führungen durch das eindrucksvolle Stahllabyrinth veranstaltet. Und sofort war der Palast wieder Stadtthema. Unterstützt von der mittlerweile an der Regierung beteiligten PDS und gefördert aus dem Hauptstadtkulturfonds, bereiteten Theaterleute, Architekten und andere Kulturschaffende eine mehrmonatige Revitalisierung der leeren Hülle vor. Die überrumpelten Schlossbefürworter, in die Defensive geraten, setzten erneut auf Verzögerung: Um den jungen Kreativen nicht den ganzen Sommer Zeit zu lassen, blockierte eine dröge Ausstellung Chinesischer Tonkrieger(kopien) monatelang den plötzlich wieder umkämpften leeren Raum in der Mitte der Stadt.

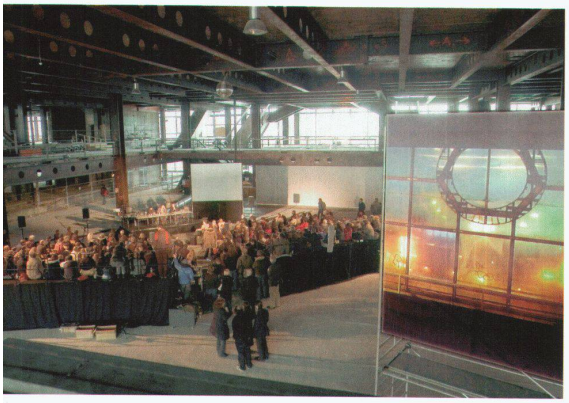
Ende August 2004 war es dann aber soweit: Unter dem Label «Volkspalast» nahm man sich die Freiheit, die teuerste Ruine Deutschlands schlicht als das zu begreifen, was sie de facto wieder ist – ein Rohbau: Gerüst und Material, Bühne und Kulisse für frische Ideen, ausgelassene Spiele, unverhoffte Wahrnehmungen. Gegen den sturen Bilderkult der Schlossfraktion setzten die «Zwischennutzer» ihre auf Neugier und Abenteuer gründende Praxis. Sie tanzten, spielten Theater, veranstalteten Funsport-Meisterschaften, fluteten das Erdgeschoss zu einer nur per Schlauchboot erfahrbaren Wasserstadt. Eine dreitägige Konferenz «in memoriam Cedric Price» und seines legendären «fun palace»-Projekts vereinte Stars aus Theorie und Kritik, von Hans-Ulrich Obrist oder Mark Wigley bis Rem Koolhaas, die der «ZwischenPalastNutzung» internationale Relevanz bescheinigten.

Mehr als 15 000 Besucher drängten allein in der «Langen Nacht der Museen» durch die Bauzaunpforte. Berlin hatte wieder eine wirklich aufregende Adresse, mit einem Hauch von politischer Unkorrektheit, ja Subversion. War die Schlossattrappe eine brave Inszenierung nach Ansichtskartenmanier gewesen, so waren die Attraktionen des «Volkspalastes» seine Besucher selbst. Die kamen nicht nur aus Ost und West, sondern buchstäblich aus aller Welt, fanden den geschmähten Bau aus aller ideologischen Verkleisterung befreit und waren offensichtlich bereit, miteinander einen «neuen Ort» zu gründen. Warum sollte hier nicht entstehen, was Axel Schultes für sein Regierungsviertel im Spreebogen seit Jahren vergeblich fordert – das «republikanische Forum»? Läge in solch frei erworbener Funktion nicht die erwartete historische Legitimation?

Allerdings: «Wenn dieses Projekt sich durchsetzt», so der Berliner Soziologe Werner Sewing am Ende der fun palace-Konferenz, «wäre Berlin die einzige Weltstadt, die sich mitten in ihrem heiligsten Herzen einen Ort der Anarchie und Subkultur leistet. Dürfen wir ernsthaft darauf hoffen?» Die Ernüchterung stellte sich noch früher ein, als prophezeit. Der in lustvoller Selbstausbeutung errungene Erfolg der «Zwischennutzer» scheint ein Pyrrhussieg: Aus allen Sphären der

6 Wegen dieser Mischnutzung war im Frühjahr 1990 die DDR-Volkskammer das einzige Parlament der Welt, in dessen Keller – im vormaligen Jugendclub – ganz offiziell ein Striptease-Lokal betrieben wurde.
7 Eine solche, durch eigene Biographie erworbene Absolution gegenüber dem Vergangenen wirkt offenbar nachhaltig: Selbst nach der spektakulären Schlosskulissen-Aktion lehnten 66 Prozent der befragten Ostberliner einen Wiederaufbau des alten Gemäuers ab. Unter Passanten aus dem Westen waren 44 Prozent dafür.
8 studio urban catalyst: Zwischenpalastnutzung, in: archplus Nr. 167 (2003), S. 56.

Im August 2004 wurde das Erdgeschoss des Palastes 30 cm hoch mit Wasser geflutet. Die Besucher fuhren in Schlauchbooten. Raumlabor Berlin und Peanutz-Architekten. – Bild: David Baltzer/ZENIT



Fun Palace, 16./17. Oktober 2004

Eröffnung Volkspalast, am 20. August 2004. – Bilder: David Baltzer/ZENIT

Landes- wie der Bundespolitik tönt ihnen ein autoritäres «Schluss jetzt!» entgegen. Noch so eine Saison mit neuen Besucherrekorden für die quicklebendige «Schreckensruine» wollen deren Verächter sich nicht bieten lassen. Erneut wird ein privat finanziertes Schlossprojekt zu lancieren versucht, was auf schäbige Kommerzialisierung des «erhabenen Ortes» hinauslaufen würde. Währenddessen hat in den Verwaltungen verdächtige Betriebsamkeit eingesetzt. In den Korridoren der Macht, so heisst es, wäre der Palast schon gar kein Thema mehr; dort ginge es nur noch um die Folgen. Also um Shopping Mall versus Central Park.

Nichts gegen Bäume! Aber unendlich schade wäre es trotzdem: In einem beispiellosen Akt stadtbürgerlichen Engagements hat sich eine ganze Generation neuer urbaner Akteure in die Debatte geworfen, die einen unsentimentalen, dafür neugierigen Blick auf Berlin hat, auf diese deindustrialisierte und bankrotte östliche Grossstadt, die nach dem Fall der Mauer immerhin als «Hauptstadt der Improvisationen» weltweit Furore machte. Diesem Geist, diesem Bild von Zukunft hatte Adrienne Goehler, die Direktorin des Hauptstadtkulturfonds, zum Durchbruch verhelfen wollen, als sie zur freundlichen Übernahme des so lange ungenutzt dahindämmernden Palastes einlud: «Was für ein wunderbarer Ort zum ‹Freidenken›!». ■

Wolfgang Kil, geb. 1948, 1967–1972 Architekturstudium in Weimar, Architekt in Ostberlin, 1978–1982 Redakteur einer Fachzeitschrift, danach freiberuflicher Kritiker und Publizist. 1992–1994 Redakteur bei der Bauwelt (Berlin), seither wieder freier Autor. Kritikerpreis des BDA. Wichtigste Bücher: Gründerparadiese. Vom Bauen in Zeiten des Übergangs, Berlin 2000; Werksiedlungen, Wohnform des Industriezeitalters (mit Fotos von Gerhard Zwickert), Dresden 2003; Luxus der Leere. Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt, Wuppertal 2004.

Chronique d'une mort annoncée *Berlin, Palais de la république*

Le 23 avril 1976, l'immense «palais du peuple» fut inauguré par une fête des ouvriers du bâtiment. Il a ensuite servi jusqu'à la chute du mur. Le 19 septembre 1990, il fut fermé en raison d'une contamination à l'amiante, en 1998, on commença à évacuer l'amiante. En novembre 2003, le Parlement décida de démolir le palais. Cela déclencha une controverse qui se poursuit jusqu'à ce jour entre les partisans de la démolition – ils sont nombreux à souhaiter la reconstruction d'une copie de l'ancien château de Berlin à la place du palais – et les opposants de la démolition qui désirent lui trouver une nouvelle affectation. Le Palais de la république au centre de Berlin est l'objet d'une des dernières luttes de la guerre froide. Depuis longtemps, il représente plus qu'un exemple significatif de l'histoire de l'architecture de l'ancienne RDA. Dans la mesure où il ne disparut pas simplement avec le système social qu'il symbolise aux yeux de ses opposants comme de ses défenseurs, il a acquis, à l'état de ruine, une signification «posthume». La controverse semble désormais s'approcher de son terme. Si l'immense bâtiment de verre devait vraiment disparaître cette année, il y aurait étonnamment encore un autre groupe de perdants: la jeune génération.

En juillet 2002, «Urban Catalyst», un projet universitaire européen qui porte sur l'utilisation temporaire de friches urbaines, a retenu la gigantesque ruine au bord de la Spree comme terrain d'expérimentation. Une association «ZwischenPalastNutzung» fut fondée, une exposition présentant des idées d'utilisation mise sur pied et, l'été suivant, des visites publiques à travers l'imposant labyrinthe d'acier furent organisées pour la première fois. Le palais était à nouveau à l'ordre du jour dans les discussions sur la ville. Fin août 2004, les promoteurs de l'association prirent la liberté, sous le label «Palais du peuple», de considérer la ruine la plus chère d'Allemagne pour ce qu'elle est à nouveau au sens propre: un gros œuvre. Un squelette et un matériau, une scène et une coulisse pour des idées nouvelles, des perceptions et des jeux inattendus. Les «utilisateurs temporaires» dansèrent, jouèrent du théâtre, organisèrent des compétitions de sport fun, immergèrent le rez-de-chaussée pour en faire une ville d'eau que l'on ne pouvait parcourir qu'en bateau pneumatique. Une conférence de trois jours attesta la portée internationale de «ZwischenPalastNutzung». Berlin avait de nouveau un lieu vraiment excitant avec des visiteurs de partout. Mais le succès des «utilisateurs temporaires» semble être une victoire à la Pyrrhus, car des promoteurs essayent à nouveau de lancer un projet de château avec un financement privé. Cela revient à

une simple commercialisation du célèbre lieu. Le regard non-sentimental mais curieux sur Berlin permettra-t-il à une nouvelle génération d'acteurs urbains de s'imposer? Si oui, ce serait une avancée bénéfique pour Berlin. Le palais serait alors un «magnifique endroit où penser librement». ■

The chronicle of an announced death...

Berlin, Palace of the Republic On 23 April 1976, the huge "Palast des Volkes" was opened with a celebration for the construction workers and remained in operation until the fall of the Wall. On September 19th 1990, the building was closed due to asbestos contamination. The disposal of the asbestos began in 1998. In November 2003, parliament decided that the Palace was to be demolished. This started a discussion, which is still going on, between the supporters of the demolition, many of whom advocate a rebuilt copy of the old Berlin Castle, and the opponents of the demolition who want to give the Palace a new function. One of the last battles of the Cold War is now raging around the Palace of the Republic in the centre of Berlin. It has long since become more than just a significant example in the architectural history of the GDR. Since the building, which both its supporters and its opponents regard as a symbol of the social system, did not simply disappear along with the said system, it has achieved a "posthumous" importance as a restoration ruin. The discussion would now appear to be drawing to a close. And strangely enough, if the glass colossus really is destined to disappear this year, there will be another losing party: the generation that has grown up in the meantime.

In July 2002, a Europe-wide university project for the temporary utilisation of vacant lots in the city centre known as "Urban Catalyst" chose the huge ruin on the Spree river as a test site. An association called "ZwischenPalastNutzung" ("Interim Palace Utilisation") was founded, an exhibition of possible ideas for utilisation was held, and, in the following summer, public guided tours through the imposing steel labyrinth were organised for the first time. The Palace was once again the talk of the town. At the end of August 2004, under the label of "Volkspalast", Germany's most expensive ruin was once again interpreted as what it really is – a carcass: frame and material, stage and backdrop for new ideas, light-hearted games, unhoped-for experiences. The "interim users" danced, produced plays, organised funsport championships and flooded the ground floor into a water city accessible only by rubber dinghy. A three-day conference confirmed the international relevance of the "ZwischenPalastNutzung". Berlin was once again an attractive destination with visitors from all over the world. The zestfully self-exploitive success of the "Zwischennutzer" appears, however, to be a Pyrrhic victory, for there are renewed plans to launch a privately financed castle project, which would amount to a shabby commercialisation of the "exalted venue". Will a whole generation of new urban actors with their unsentimental and curious view of Berlin be successful in holding their own? It would be a tremendous breakthrough and a valuable gain for Berlin. The Palace would become a "miraculous place for freedom of thought". ■

«Palast des Zweifels», Buchstabeninstallation des norwegischen Künstlers Lars Ramberg, 21.1. – 8.5.2005. – Bilder: Studio Ramberg/Gorm K. Gaare